Die Hallerkows.

Roman von Horst Bodemer.

(20. Fortsetzung.)

„Nu, ins Bockshorn läßt sich der Baron nich jagen!"

Da barg Anna ihr Haupt an dem umfangreichen Busen ihrer Mutter.

„Hilf mir! Hilf mir! Ich hab ihn doch so lieb!"

„Anneken, mein Anneken! Nu ja! Es is 'n Mann, — nich von Pappe! 'n Mann mit Haare off de Zähne! Elegant versteht er Vatern zu nehmen! Und wenn die beiden heute zusammen Mittag essen, et soll mir jar nich wundern!"

Da tat Anna das Klügste, was sie tun konnte, — sie stärkte ihrer Mutter das Rückgrat.

„Es kommt doch nur auf Dich an — auf Dich!"

„Nee, nee! Ick will for die Zukunft nicht allein die Verantwortung übernehmen!.... Aber laß et man jut sein, is die Auskunft nich hundemiserabel, hat er off die Dauer nischt dagegen!" Stürmisch küßte sie die Mutter ab und die ließ es sich gern gefallen....

Eine halbe Stunde später telephonierte Ernst. Und als Anne ihm sagte, die Aktien ständen nicht ganz schlecht, der Vater habe es aber vorgezogen, das Mittagessen nicht zu Hause einzunehmen, brüllte er: „Schluß" und erschien zehn Minuten später auf der Bildfläche.... Haarklein erzählte ihm Anne die Unterredung, während er wie wild durchs Zimmer lief.... Und dann blieb er mit überlegenem Lächeln vor der Schwester stehen.

„Der Schlauberger!"

„Wie meinst Du das, Ernst?"

„Na, wie es auf der Hand liegt! .... Spielt sich auf den Notleidenden auf! Damit er sagen kann, wenn der Vater Geschichten macht und anfängt von Leichtsinn zu faseln: Mein Gott, Herr Hallerkow, das stimmt nicht! Ich hab überhaupt keine Schulden! Wollte nur mal sehen, was Sie für ein Gesicht machen!"

„Das glaubst Du doch selbst nicht!"

„Aber ja! Ich hab zusammengerechnet, was seine Pferde in diesem Jahre bis jetzt, wir haben Anfang August, verdient haben! Fünf Pferde siebenundzwanzigtausend Mark! Das ist doch ein Wort! Wenn auch natürlich viele Unkosten von den Gewinnen abgehen, es bleibt doch ein hübsches Sümmchen übrig!"

Die Mutter hatte es gehört, die Tür zum Nebenzimmer war nur angelehnt. Sie hielt den Augenblick für sehr passend, ihrem Sprößling einen Nasenstüber zu geben.

„Ueber Dir hat er sich nich jrade schmeichelhaft ausjelassen, der Herr Baron! Un dat hat Vatern un mir unsemein an ihm jefallen."

Ernst warf sich in die Brust.

„Was hat er denn gesagt? Das möcht ich doch wissen, damit ich meine Maßnahmen treffen kann!"

„Ach Du jrüner Bengel! .... 'n flüchtiger Händedruck, juten Tag und juten Weg, dat is allens!

Das war zuviel für den Gernegroß.

„Taktisches Manöver! Er hat Vatern beim richtigen Ende angepackt! Wie eng wir befreundet sind, das weiß doch Anne!"

„Nun, nun, Du bist ihm doch von Herrn Solemacher erst vor wenigen Tagen in meiner Gegenwart vorgestellt worden!"

„Schaf," sagte er, „Schaf" und verließ das Zimmer.

Frau Christine hatte sich ihren Reim schon längst gemacht. Ernst hatte sich für Anne nicht ins Zeug gelegt aus purer, brüderlicher Liebe, der verfolgte seine eigenen Zwecke: Der Herr Baron als Schwager war eine sehr annehmbare Empfehlung. Sie fand das ganz selbstverständlich. Er war doch ein schlauer Bengel! .... Und dann kniff die Mutter die Augen klein.

„Sage mal, Anneken, wer is denn dieser Herr Solemacher?"

„Ein Freund von Ralstow! Wie es um seine Freundschaft mit Ernst aussieht, weiß ich nicht genau!"

„Hm", sagte Frau Christine, weiter nichts.

Und Anne war auch nicht danach zumute, jetzt ein langes Gespräch zu führen. Es kam dabei höchstens Peinliches heraus. Die Mutter brauchte sie in den nächsten Tagen unbedingt, also der nur immer direkt vor den Stürmen in den Ohren gelegen. Sie wußte, auf die Weise kam sie am weitesten.

* * *

Herr Solemacher hatte sich nicht geirrt. Am Nachmittage lief die Antwort auf seine Anzeige ein.... Schlau war der Kerl! Ihm lag daran, Zeit zu gewinnen. Das Heiratsprojekt sollte erst etwas weiter gediehen sein. Deutlich stand es zwischen den Zeilen. Der Kerl schrieb:

„Ich wußte ganz genau, daß Sie die Anzeige einsetzen würden .... Ich muß verreisen. Also haben Sie die Güte, nächsten Mittwoch noch einmal zu annoncieren in gleicher Zeitung. Und zwar folgende Worte: Abschluß kann jederzeit erfolgen. Baronchen.... Und ob ich's für fünf Tausender mache, weiß ich noch nicht. Das „Geschäft" läßt sich ja auch noch nach der Verlobung ordnen, denn ich möchte die Pferdeschmeißer nicht um ihr Geld bringen....Ich wünsche, daß Sie heute abend um neun im Café Josty sitzen. Tun Sie es nicht, hat morgen früh Herr Hallerkow eine Warnung von mir."

Lange überlegte Solemacher. Sollte er den Kerl hinziehen? Sollte er es auf Biegen und Brechen ankommen lassen?.... Da ließ sich erst ein Urteil fällen, wenn er von dem Baron gehört hatte, wie die „Verlobung" abgelaufen war.

Punkt sieben Uhr war er bei dem. „Na?" fragte er kurz. Der kleine Kerl durfte nicht auf den Gedanken kommen, daß ihm irgendwelche „Bewegungsfreiheit" gestattet war.

Ralstow sagte vorläufig gar nichts, schmunzelte nur.

„Hören Sie, ich will wissen, wie Sie bei den Hallerkows abgeschnitten haben!"

„Ihr schönes Geschäft hängt noch total in der Luft! Vorläufig will er sich über uns beide erkundigen!"

Herr Solemacher fuhr hoch.

„Was hab denn ich mit Ihrer Verlobung zu tun?"

Ralstow zog die Schultern hoch und schob die Unterlippe vor.

„Da fragen Sie mich zu viel, mein Lieber!" Jetzt hieß es tüchtig fügen. Denn wurde aus der Heirat nichts, mußte er versuchen, den Halsabschneider aus purer Angst vor etwa kommenden Ungelegenheiten auf seine Seite zu ziehen. „Ich hab mich natürlich gehütet, Ihren Namen zu nennen, denn Staat kann man mit Ihnen ja doch nicht machen. Es muß also wahrscheinlich von dem gnädigen Fräulein geschehen sein! .... Und über die halbe Million ist überhaupt gar nicht zu reden, meinte der Herr Schwiegerpapa!"

Solemacher brauste auf.

„Schön dumm werden Sie sich benommen haben!"

„Wahrscheinlich! Das darf Sie nicht wundern! Denn säßen wir beide uns denn gegenüber, wenn ich nicht mordsdämlich wäre? .... Und daß Sie und Frau von Prahmsringk ein bißchen heftiger für mich arbeiteten und ich nicht alles allein zu machen brauchte, das könnte ich eigentlich bei dem hohen Honorar auch verlangen!"

Saß dieser leichtsinnige Bursche auf einem hohen Pferde! Von dem mußte er schleunigst heruntergeholt werden.

„Sie vergessen, daß es nun von meiner Gnade und Barmherzigkeit abhängt, wie lange Sie sich frei bewegen dürfen!"

„Oh ja, das weiß ich! Dann greif ich eben zur Pistole! Sag aber dem, der kommt, um mich zu verhaften: in meinem Schreibtisch liegt ein sehr niedliches Schriftstück, für das sie als Kriminalbeamter sicher reges Interesse haben werden.... Es ist nebenbei in Tagebuchform, sehr ausführlich bis zu meinem heutigen Besuche bei Hallerkows fortgesetzt!"

Herr Solemacher wendete seine Taktik an. Er antwortete überhaupt nicht auf den langen Erguß.

„An welches Auskunftsbureau hat sich Herr Hallerkow gewendet?" fragte er barsch.

„Ja, woher soll ich das wissen? Ich bin mit dem alten, dicken Knaben zusammen weggegangen. Es scheint, als ob in dieser Familie sehr heftige Meinungsverschiedenheiten ausgefochten würden! Und die Frau Schwiegermama, sie ist auch ganz ausgezeichnet im Futter, hat die Hosen an!.... In acht Tagen werd 'ich mein Urteil empfangen. Bis dahin üb ich mich im Pfeifen!"

Herr Solemacher schwieg sich ziemlich lange aus. Dann erhob er sich, nickte dem Baron nur zu und ging .... Der rieb sich mit der Faust den Hinterkopf. Ihm kam's vor, als läge der Strick um seinen Hals nicht mehr ganz so fest, wie heute früh ...

Dem Halsabschneider fiel es nicht ein, nach dem Café Josty zu gehen. Er wanderte nach dem nächsten Postamt und telephonierte an Frau von Prahmsringk.

„Gut! Treffen wir uns heute nacht punkt zwölf Uhr am Viktoria-Luiseplatz! Ich komme an die Ecke der Motzstraße. Richtung Nolendorfplatz, in einem Auto angefahren, in das steigen Sie ein!"

* * *

Paul Hallerkow war wieder erst sehr spät nach Hause gekommen. Er hatte sich festgekneipt. In einem Auskunftsbureau war er noch nicht gewesen. Das hatte noch Zeit. Erst wollte er sich vergewissern, wie die Stimmung zu Hause war....

Am nächsten Morgen, beim Frühstück, brauste der erste Sturm über ihn hin. Er ertrug ihn gelassen. Mit einem behäbigen Schmunzeln. Nur ab und zu schielte er nach seinem Sohne, der merkwürdig still war. Dem war natürlich die Aeußerung des Barons, daß die gegenseitige Freundschaft gar nicht so dick war, in die Krone gefahren.

Anne bettelte so wunderschön. Das gefiel ihm. Das war er von dem Mädel gar nicht gewöhnt. Da schürte er das Feuer.

„Anneken, wir werden ja sehen!"

Ernst hob den Kopf.

„Warst Du schon bei einer Auskunftei?"

„Jeht Dir nischt an!....Anneken! Anneken! 'ne halbe Million, da is doch keen Jedanke dran!.... Wenn wir erst wissen, wie er dasteht, dann wird er die Antwort kriegen!.... Und nu möcht ich acht Tage um Ruhe gebeten haben —, verstanden?"

Wenn ihr Paule energisch wurde, wußte Frau Christine, es war nur Theaterdonner. Die zweitägige, anhaltende Kneiperei hatte ihn schon halb und halb mürbe gemacht.

„Er hat Dir janz jut jefallen, in doch nich so, Vater!"

Und als sich Mann und Frau gerade sehr ernstlich stritten, wem der Baron eigentlich „jut jefallen" hatte, brachte das Dienstmädchen eine Visitenkarte.

„'ne Dame. Se möcht sich de Wohnung nebenan im ersten Stock ansehen!"

Die war das Schmerzenskind Hallerkows. Schon zum dritten Male stand sie leer. Zuerst hatte sie ein General bewohnt, der versetzt worden war, dann ein Oberverwaltungsgerichtsrat, der starb, und zuletzt ein Bankdirektor; dieser hatte sich eine eigene Villa in Nikolassee gebaut.

Paul Hallerkow drückte das Kinn an den Hals, hielt die Visitenkarte auf halb Armlänge von sich und kniff die Augen klein.

„'ne Frau von Prahmsringk!.... Emma, in den Salon mit ihr! Ick käm jleich!"

Und dann ging der doppelte Hausbesitzer und Millionär in Begleitung seiner Frau erst einmal in sein Schlafzimmer, um sich Kragen und Schlips umzubinden....

Die elegante Frau von Prahmsringk, die Lorgnette an den Augen, musterte unterdessen den Salon. Ein bißchen sehr protzig alles, keine Gemütlichkeit in dem großen Raume .... Als aber Paul Hallerkow mit seiner Christine das Zimmer betrat, ging sie mit liebenswürdigem Lächeln auf die beiden zu und reichte ihnen die Hand. Auf solche Weise ließen sich diese Art Leute am besten einwickeln. Darin hatte sie Uebung.

„Kann ich mir die leerstehende Wohnung im Nebenhause einmal ansehen? Eine gute Freundin von mir, eine Gräfin, sucht neun Zimmer mit Zubehör! Sie zieht von auswärts zu. In meiner Nähe will sie sein, ich wohne keine zehn Minuten von hier auf der Regensburger Straße.... Natürlich verfügen Sie über alle neuzeitlichen Einrichtungen!"

Paul Hallerkow machte einen Diener.

„Jawoll, gnädige Frau! Jeder Komfort der Neuzeit is vorhanden! Und natürlich bin ick erbötig, allen Wünschen der Frau Jräfin nach Möglichkeit nachzukommen! Vorausjesetzt, sie macht 'nen längeren Kontrakt mit mich!"

„Aber daran liegt ihr gerade, lieber Herr Hallerkow!"

„Da soll die Frau Jräfin doch tadellos mit mich zufrieden sein!"

Und dann gingen die drei die Wohnung besichtigen....

Frau v. Prahmsringk hielt die Lorgnette fortgesetzt an die Augen, nickte zu den Erklärungen, an denen sich auch Frau Christine außerordentlich lebhaft beteiligte, und sagte schließlich mit einem tiefen Seufzer:

„Nein, wie bin ich froh, so schnell etwas Passendes gefunden zu haben! Auf Wohnungssuche gehen, ist das Greulichste, was ich mir überhaupt vorstellen kann! .... Nun hat die Sache aber noch einen Haken! Jetzt haben wir Anfang August, vor Mitte September wird die Frau Gräfin schwerlich die Wohnung besichtigen können. Sie hält sich nämlich augenblicklich noch in Tirol auf!"

Paul Hallerkow versicherte, daß dies ohne Belang wäre. Aber er halte es doch für nötig, gleich den Mietspreis zu nennen.

„Ach, darüber werden Sie schon mit der Frau Gräfin einig, lieber Herr Hallerkow. Sie lebt in sehr großem Stile, kann sich's leisten! Hält sich Diener, Kammerjungfer und was sonst noch dazu gehört! Ist eine reizende, kinderlose Witwe, in meinem Alter!"

Da bewies Paul Hallerkow auf der Stelle, daß er Süßholz zu raspeln verstand. Denn die Frau Gräfin mietete totsicher, wenn ihre Freundin die Wohnung lobte. Und ein ordentlicher Preis würde auch herausspringen.

(Fortsetzung folgt.)

— Grob. „Was, Sie wollen Ihre Stellung als Pauker in meiner Kapelle aufgeben?"

„Jawohl! Lassen Sie sich pauken von wem Sie wollen."

Ein Erwachen.

Von Fritz Eberfold.

Den lieblichen Gestaden des Sees entlang wandelten glückliche Menschen. Eingebettet im jungen Grün des Frühlings lag das breite stille Wasser, dessen Purpur unter der untergehenden Sonne langsam erblaßte.

Glückliche Menschen wandelten in diesem Frühlingsparadies, junge und alte, alle in frohem Geplauder, lachend und singend, als hätte für die Erde ein ewiger Lenz seinen Anfang genommen und als wären die Schatten der Tagessorgen für immer versunken in die Tiefe des Sees.

Auf einer der grünen Bänke hatte ich mich stille zurückgezogen. Ich fragte mich, was ich inmitten dieses allgemeinen Frohsinnes zu tun habe. Aber das Glück der andern griff mir nicht ans Herz. Längst schon hatte ich mich in mein Schicksal ergeben.

Ich war seit einer Stunde wieder in meiner Vaterstadt. Meine Hoffnung, mich bei meiner Rückkehr hocherhobenen Hauptes zeigen zu dürfen, kam nicht zur Erfüllung. Ich blieb was ich war. Ich blieb ein vom Schicksal hart mitgenommenes Menschlein, das froh sein durfte, das Brot derer zu essen, die glücklicher waren, als ich. Man hatte mir einst eine glänzende Zukunft vorausgesagt und meine Vettern und Basen wurden damals nicht müde, den intelligenten und lerneifrigen Jungen zu bewundern. Sie täuschten sich, wie ich mich in mir selber täuschte. Es lag etwas Geheimnisvolles auf mir, das kein frisches Entfalten, kein fröhliches, mutiges Aufleben erlaubte.

Dann erhob ich mich, und wie ich nun also steuerlos und apatisch dahinsegelte, den Blick zu Boden gerichtet, gebeugt und zerschlagen, stieß meine Nase auf ein glattes, steifes Etwas, das bei den Glücklicheren dieser Welt als Herrenbrusthemd eines so hohen Ansehens sich erfreut.

Der Besitzer des entweihten Kleinodes, ein wohlgenährter, sehr stattlicher Herr, trat tiefbeleidigt einen Schritt zurück, stürzte dann aber sofort auf mich zu.

„Du, Jeremias — Du lieber, alter Junge! Wo kommst denn du her?"

Mit einer Zärtlichkeit, der ich mich beinahe schämte, faßte mich mein alter Schulfreund Johann Samuel Höppli am Arm und zog mich stürmisch aus dem Gedränge der Lustwandelnden.

Wir blieben an jenem Abend nur kurze Zeit beisammen. Mein Freund war anderweitig in Anspruch genommen.

Am Morgen darauf stand ich vor einem großen, neuen Renaissancebau. Ein Palast wars. Neben dem hohen Eingang eine einzige kleine, schwarzglänzende Firmatafel. Darauf stand in dicken goldenen Lettern eingegraben:

„Johann Samuel Höppli und Co.

Der Mann hat es mit seinem Schneiderberufe schon weit gebracht, dachte ich. Aber in der breiten Halle sah mein Auge weder Schneider noch Bügler, wohl aber ein halbes Dutzend Kassiere, wohlgeschützt hinter Gittern, und diese Kassiere standen mit einem zahlreichen Publikum in regstem Verkehr. Mein Johann Samuel ist also Bankier geworden.

Nun saßen wir im luxuriös ausgestatteten Privatbureau meines alten Schulfreundes, und nun sollte ich erzählen. Ein sehr zweifelhaftes Vergnügen!

Und er, mein alter Schulkamerad, der so selbstzufrieden mir gegenüber saß? Er, der in seiner Jugend doch herzlich wenig versprach, einer der ersten Bankiers des Landes.

Ich berichtete von meiner Vergangenheit, was mir gerade einfiel. Ich suchte mich zu behertschen, aber es war doch nur ein Jammer- und Klagelied.

„Es steht nun einmal in den Sternen geschrieben, daß..."

Unwillig unterbrach mich mein Freund.

„Was steht in den Sternen geschrieben? Nichts, als die eine alte Wahrheit, daß jeder seines Glückes eigener Schmied ist."

„Du hast allen Grund, hievon überzeugt zu sein," erwiderte ich bitter.

„Und was gedenkst du jetzt zu tun?"

„Wie dir bekannt sein wird, habe ich seinerzeit mit einer versicherungstechnischen Arbeit doktoriert. Es wäre längst mein Wunsch gewesen, auf dem Gebiete meines Spezialstudiums tätig sein zu können. Nun wäre in der Bundesstadt eine solche Stelle vakant und eben bin ich im Begriffe hinzureisen und mich den Herren persönlich vorzustellen."

„Im Begriff" war zwar etwas viel gesagt. Denn vorher galt es, das nötige Reisegeld aufzutreiben.

Der Bankier antwortete nicht gleich. Sein scharfer Blick schien mein Innerstes erforschen zu wollen.

„Ich würde nicht hingehen", sagte er dann trocken.

„Warum denn nicht?"

„Weil's dich wieder nichts nützen wird."

„Ein sehr billiger Trost!" erwiderte ich unwillig.

„Du verstehst mich wohl nicht recht, mein lieber Jeremias. Ich meine nur, in deiner gegenwärtigen Gemütsverfassung müßte eine persönliche Vorstellung dir mehr schaden als nützen. Merke dir's, was dir vor allem noktut: du mußt dich vorher aus deiner Armensünderstimmung herausarbeiten. Man muß dir den armen Schlucker nicht schon auf zwei Meilen Distanz ansehen, schon aus dem Grunde, weil du in Wahrheit gar kein armer Schlucker bist. Ich erinnere mich noch sehr gut, es fehlte dir von frühester Jugend an an Selbstvertrauen. Du warst gar nicht ein Junge, wie wir andern. Du gefielst dir förmlich darin, ambos zu sein, während man es in diesem Alter doch lieber mit dem Hammer hat. Hättest du in den Zeiten des ersten Christentums gelebt, du wärest ohne Zweifel ein berühmter Märtyrer geworden, und alle Kirchenbücher wären des Lobes voll über den heiligen Jeremias. Nun aber, mein Lieber, da du für eine so glorreiche Rolle zu spät aufgestanden bist, wirst du dich doch einmal daran erinnern müssen, daß die heutige Zeit Männer braucht, Männer, die flugs bereit sind, den empfangenen Backenstreich zurückzuzahlen. So lange du deine Fähigkeiten und deine Persönlichkeit so gering einschätzest, daß du es als selbstverständlich betrachtest, die Rolle des Prügeljungen zu spielen, wirst du eben Prügeljunge bleiben. Also vor allem: fasse Mut und Selbstvertrauen! Bilde dir ja nicht ein, du seiest minderen Wesens und Wertes als andere, weil du zufällig oder aus Gründen nicht dazu kamst, dir Schätze zu erwerben. Kopf hoch! und alles wird besser werden."

„Kopf hoch! leicht gesagt. Für den Mann, der durch Besitz und Vermögen gegen die schlimmsten Eventualitäten geschützt ist und der sich unabhängig gemacht hat, mag ein starkes Selbstvertrauen keine so große Kunst sein."

„Du glaubst also, mein guter Jeremias, daß der Besitz zur Stärkung des Selbstbewußtseins beitrage?" erwiderte Samuel Höppli lächelnd. „Da magst du recht haben. Es gäbe sonst nicht so viele unerträgliche Prozen auf der Welt. Aber da du ein gebildeter Mann bist und dich einer normalen Phantasie erfreust, so stelle dir einmal vor, du trägest ein Vermögen mit dir herum, und wenn du dich in diesen Gedanken hineingelebt hast, so eile nach Bern und stelle dich den Herren vor.

Ich war empört über diesen billigen Spott.

„Ich begreife in der Tat nicht, wie du meine Lage zum Gegenstand deines Witzes machen kannst. Uebrigens verfüge ich nicht einmal über soviel Phantasie."

Ich wollte mich erheben.

„Nur nicht so eilig, mein Freund. Wie wäre es, wenn man deiner Einbildungskraft zu Hülfe käme?"

Und einem drolligen Einfalle folgend trat der Bankier an die Reihen der Sprachrohre, welche die verschiedenen Abteilungen des Bankgeschäftes mit dem Bureau des Direktors verband.

„Herr Binder!"

„Herr Prinzipal?" antwortete es gurgelnd zum Rohre heraus.

„Halten Sie mir zweihundert Tausendfrankscheine zur Verfügung. Ich werde sie gleich in Empfang nehmen."

Der Bankier ließ mich jetzt allein. Nun begann mich die Sache doch zu interessieren.

Bald trat Johann Samuel Höppli mit einem vollgefüllten und versiegelten, gelben Couvert zurück und legte es vor mich hin.

„Zweihundert Noten zu tausend Franken — 200,000 Franken" stand in dicker Schrift auf dem Couvert geschrieben.

„Nimm das und stecke es zu dir. Verwahre das Ding recht sorgsam in deiner Brusttasche. Gebrauch wirst du nicht davon machen. Der Inhalt soll dir wenigstens für einen Tag den Wahn nehmen, du seiest ein „armer Schlucker". Jetzt gehe und bist du glücklich von Bern zurückgekehrt, so stelle du mir mein Eigentum wieder zur Verfügung."

Die Komödie wollte mir nicht passen.

„Tue jetzt, wie ich dir sage," erwiderte der Bankier ruhig.

„So stelle ich dir wenigstens in aller Form einen Empfangschein aus."

„Absolut unnötig. Du bist ein braver Mann, das genügt mir. Und hier noch etwas Bargeld auf die Reise. Bitte keinen Dank. Es ist mir wirklich eine Freude, dir dienen zu können."

Ich fuhr nach Bern, zweite Wagenklasse selbstverständlich. Wieder war's ein wundervoller Maientag, der an mir vorüberflog, und diesmal war mir die Reise ein freudiges Erleben. Unterwegs fanden sich drei gesprächige Herren im gleichen Coupe ein, deren temperamentvolle Diskussion sich über alle möglichen Tagesfragen verbreitete. Und auch ich brachte meine Meinung zur Geltung, präzise, überlegt und mit der Ueberzeugung eines Mannes, der sich nicht durch jeden windigen Einwand über den Haufen rennen läßt. Aus der linken Brusttasche strömte ein eigenes Gefühl der Sicherheit durch den bisher schüchternen Jeremias. Sonst war man mit meinen bescheidenen Einwänden und Ansichten, die ich wir etwa bei solchen Anlässen zu machen erlaubte, bald fertig. Nun aber kam eine andere Betonung in das Lied.

Diese Zuversicht, die mir jetzt als etwas Selbstverständliches vorkam, verließ mich nicht, als ich vor dem gestrengen Herrn Präsidenten stand. Es schien mir angemessen, den nicht sehr günstigen Eindruck, den mein vor einer Woche eingereichtes und in meinem zur Uebung gewordenen bevoten Stil abgefaßtes Anmeldungsschreiben machen mußte, wenigstens einigermaßen durch eine männliche und würdige Haltung gut zu machen. Der Gedanke an das unbegrenzte Vertrauen, das mir mein Freund schenkte, hatte in mir ein Gefühl des Wohlbehagens und des Stolzes erweckt, das mir keine allzu großen Verbeugungen erlaubte.

Der Herr Präsident lud mich zum Sitzen ein. Das war mir bei solchen Vorstellungen noch nie passiert. Er sprach mit mir in durchaus freundlichem Tone. „Es frägt sich, ob dieser Herr Präsident jemals so viel Geld beisammen hatte, wie ich da bei mir trage," dachte ich und nahm den mir zugewiesenen Platz mit einer Ruhe ein, als stünde ich vor einem Herrn Kollegen.

„Die Zahl der Bewerber ist allerdings eine ziemlich große," bemerkte der Herr Präsident. Allein wir werden uns redlich bestreben, den tüchtigsten herauszufinden, und es sollte mich freuen, wenn die Wahl auf Sie fallen würde".

Ich hatte ja stets mit einer Unmasse von Konkurrenten mich messen müssen, und ich glaubte dann meiner Sache am besten dienen zu können, daß ich alles mögliche und unmögliche versprach, die Zufriedenheit meiner Herren Vorgesetzten zu erwerben.

Diesmal versprach ich garnichts. Ich sah offen in die Augen meines Gegenübers und erklärte es als eine selbstverständliche Sache, daß ich meine Pflicht tun würde und daß ich glaube den Ausweis geleistet zu haben, dem Amte in jeder Beziehung gewachsen zu sein. Treue und Diskretion betrachte ich für jeden Mann, der diesen Namen verdient, als eine selbstverständliche Sache. Ich sei zwar unbemittelt, aber es seien mir schon Hunderttausende anvertraut worden, ohne daß diejenigen, die mir ihr Vertrauen schenkten, mehr Garantien gehabt hätten, als meine Ehrlichkeit.

Ein flüchtiger Blick des Herrn Präsidenten streifte meinen schon etwas stark mitgenommenen schwarzen Gehrock. Doch hatte ich so präzise und mannhaft gesprochen, daß der Herr mir unzweifelhaft glauben mußte, wenn er in mir nicht einen durchtriebenen Spitzbuben erblicken wollte.

Damit war die Audienz zu Ende. Der Herr Präsident reichte mir die Hand. „Morgen ist die Wahl, wir wollen das beste hoffen," sagte er und begleitete mich bis zur breiten Treppe — ein für mich ganz unerhörtes Ereignis, das allerdings „das beste hoffen" ließ.

Nun gedachte ich aber sofort wieder heimzureisen, um die schwere Verantwortung baldmöglichst von mir abzuwälzen. Ich war guten Mutes, guter Zuversicht, wie seit vielen Jahren nicht mehr und gönnte mir in einem ersten Restaurant ein rechtschaffenes Mittagessen.

Dann begab ich mich langsam zum Bahnhof. Immer dichter wurde das Gedränge und immer häufiger griff ich in meine linke Brusttasche. Durch das Menschengewühl mich windend erreichte ich endlich meinen Eisenbahnzug und wählte mir einen Platz aus, der dem Inhaber einer Fünftelmillion würdig war.

Wieder griff ich nach meiner Brusttasche, und zu meinem namenlosen Schrecken entdeckte ich, daß mein gelber Briefumschlag mit seinem Inhalt — verschwunden war.

Ich flog hinaus, mehr tot, als lebendig.

Ich stürmte wie ein Tobsüchtiger fort, rief nach den Wächtern des Gesetzes. Ein Herr Polizeihauptmann, dem ich endlich Bericht geben konnte, examinierte über das Woher und Wohin mit einer für mich fast tötlichen Ruhe. Ein Mensch, der nach Bern kommt, um sich eine Stelle zu bewerben, trägt Hunderttausende mit sich herum, wie einen wertlosen Brief in der linken Brusttasche! — Und diese Hunderttausende gehören selbstverständlich nicht ihm, sie sind ihm von einem Freunde nur so zugesteckt worden! Auch gut! — — —

Wir gerieten scharf aneinander und das Ende vom Liede war, daß der Arzt kam, um meinen Seelen- und Geisteszustand zu untersuchen.

Während dieser peinlichen Untersuchung hatte die Polizei doch von der Glaubwürdigkeit meiner Aussagen eine etwas bessere Ansicht bekommen und es begann ein eifriges Forschen nach dem Taschendiebe, was auf mich viel beruhigender wirkte, als alle Medikamente des Arztes.

Des andern Tages konnte mich nichts mehr zurückhalten. Es drängte mich, meinem Freunde von dem furchtbaren Ereignis Kenntnis zu geben. Nie in meinem Leben vergesse ich diese Rückreise, die mir wie ein Gang zum Richtbeil vorkam.

Am Bahnhof meiner Vaterstadt stieß ich auf meinen Bankier, der eben von einer andern Richtung eingetroffen war.

„Ja, was ist denn Entsetzliches geschehen?" fragte er erschrocken, als er in mein geisterhaft blasses Antlitz schaute.

Ich antwortete nicht, ich konnte nicht antworten. Ich glaubte jeden Augenblick ersticken zu müssen.

Ich eilte auf das Telegraphenamt des Bahnhofes.

„Kein Telegramm für Jeremias Pechvogel?"

„Soeben ist es angekommen."

Ich riß es mit zitternden Händen auf:

„Bis jetzt keine Spur. Polizeikommando."

Der Bankier war mir erstaunt nachgerannt.

„Was hast du denn mit der Polizei in Bern zu schaffen, du armer Pechvogel?"

Dann nahm er mich am Arm.

„Komm, du bist krank. Fahr mit mir nach Hause. Unterwegs kannst du mir alles erzählen. Nur eines jetzt: beruhige dich."

Der Bankier schob mich in den eleganten Landauer und fort gings zur Villa meines Freundes.

Lange war ich keines Wortes mächtig. Endlich gelang es mir, in abgebrochenen Sätzen von dem Entsetzlichen Mitteilung zu machen.

„Ha, das ist aber wirklich sehr interessant", begann jetzt der Bankier in einem ganz sonderbaren Tone.

„Willst du mir erzählen, wie das alles zu und hergegangen ist."

Ich sagte alles, was ich wußte. Ich war dem Weinen nahe.

Inzwischen waren wir vor der Villa des Bankiers angekommen.

„Mag jetzt die Sache sein, wie sie wolle. Heute dinierst du doch mit mir. Wer weiß, ob sich hiezu sobald wieder Gelegenheit bietet!"

„Ich glaubte den Sinn dieser Worte sehr wohl zu verstehen.

„Ich mag jetzt nicht essen", sagte ich unwirsch.

Der Bankier nahm meinen Arm und zog mich fast gewaltsam in sein Junggesellenheim.

Wir setzten uns zu Tische.

„Meine Henkermahlzeit!" dachte ich.

„Bevor wir unser Diner beginnen, hub jetzt mein Bankier in feierlichstem Tone an, „wollen wir die Angelegenheit, die dich so sehr beschäftigt, nochmals kurz besprechen. Also, lieber Jeremias, es ist dir etwas gestohlen worden?"

„Etwas! Etwas! Deine zweimalhunderttausend Franken, die du mir unklugerweise und gegen meinen Willen anvertraut, aufgedrängt hast, sind verloren, gestohlen — Ich habe dir ja alles erzählt. Warum mich noch lange foltern?"

„Ich habe dir zweimalhunderttausend Franken aufgedrängt, anvertraut? Wie soll ich das verstehen?"

„Das ist so zu verstehen, daß einer von uns beiden verrückt ist," antwortete ich wütend.

Der Bankier blieb ruhig, wie immer.

„Ich glaube, du bist im Irrtum. Ich kann dir nur sagen, daß ich bei deinem letzten Besuche allerdings eine solche Summe von meinem Hauptkassier erhob, aber ebenso sicher bin ich, daß ich diese Noten eine Stunde später nach St. Gallen trug und sie dort geschäftlich verwendete."

„Aber die Summe, die du mir gabst"...

„Davon weiß ich nichts"...

„Der Inhalt der gelben Brieftasche..."

„Der bestand, mit Verlaub, aus vier alten Zeitungen."

Und jetzt erscholl ein Lachen, das noch heute mir in den Ohren gellt.

Einen Augenblick, einen sehr langen Augenblick, saß ich mit offenem Munde da. Dann war's mir, als sei ich plötzlich vom tiefstem Höllenpfahl in den siebenten Himmel getragen.

Dann lachten wir beide aus vollem Halse.

In der Ueberwallung meiner Gefühle umarmte ich stürmisch meinen allezeit praktischen Freund.

„Und nun, wie ist deine Reise ausgefallen?" Hattest du Erfolg?"

„Das kann ich augenblicklich nicht beurteilen. Aber ich bin zufrieden, zum erstenmal mit mir selber."

„Und du wirst zugeben, daß diese Illusion, unter der du standest, hiezu beigetragen hat. Du trugst vier alte Zeitungen mit dir herum, du glaubtest das Geld zu besitzen, und diese bloße Einbildung hat dir über die Schwierigkeit, die früher dein Verhängnis war, hinweggeholfen. Kannst du, Jeremias, noch einen Augenblick daran zweifeln, daß in noch viel höherem Grade die sichere Gewißheit von deinem Wert und deiner Tüchtigkeit dich mit demjenigen Vertrauen erfüllen soll und muß, das allein den Erfolg zu sichern vermag?"

Dankerfüllt, erleuchtet, reichte ich meinem Freunde die Hand.

„Nun aber, lieber Jeremias Pechvogel, leeren wir das Glas auf das Ende derjenigen Periode deines Lebens, die deinem Namen leider zu viel Ehre machte. — Und das zweite Glas, hurra! dem armen Taschendiebe, der eine so grausame Täuschung erleben mußte."

Erst spät trennten wir uns. Wie ich meine Wohnung betreten wollte ein Liedchen summend, hielt mich der Depeschenträger an.

„Herr D. Pechvogel, ein Telegramm!"

Und ich las bei dem Scheine der Laterne:

„Sie sind gewählt. Gratulation."

Der glückliche Einfall meines Freundes und dessen Folgen bedeuteten für mich das Erwachen zu einem neuen Dasein.